

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von E. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Nun hatte er Weib und Kind! Jetzt erst gewann in Marias Augen seine Frau die volle Bedeutung für sein Leben, da sie ihm sein Kind gab — Nun hatte er ja alles, alles, was sich ein Mann nur wünschen kann: eine schöne Frau, ein liebes Kind, ein Heim — Arbeit und Erfolg seiner Arbeit für die, die er liebte. Was brauchte sie da noch hier zu sein? Die köstlichen Profanen dieser Nachmittagsstunden aus der Fülle seines Reichthums hinnehmen? Eine ungeheure Bitterkeit kam über die arme Marie. Sie wurde ungerecht — sie zürnte mit ihm, daß er sie hierhergerufen, wo sie doch so ganz und gar nichts nütze war — sie bekam brennende Sehnsucht nach ihrem stillen, geordneten, friedensvollen, eigenen Heim, nach der getreuen Wille, der sie alles im Leben bedeutete — Sie würde morgen heimkehren. Ein Grund würde sich schon finden. Sie fing trotzig und finster bereits mit dem Zusammenräumen ihrer Habseligkeiten an, schleife den Koffer, der draußen auf dem Vorboden stand, ins Zimmer und schloß ihn auf — Und warf sich dann plötzlich auf, mit einem Strom von Tränen, auf ihr Lager —

Immer war's ihr gewesen, als ob ihr doch ein Stück wenigstens des alten Freundes gehörte. Heut Abend — heut Abend hatte sie ihn ganz und gar und für immer verloren —

Der Grund zur Weisfe fand sich ganz überraschend am nächsten Morgen.

Sie kam später als sonst zum Frühstück herunter — etwas in ihr wehrte sich gegen das Wiedersehen mit Hans. Er war nicht mehr im Eßzimmer, und sie atmete auf. — Frau Elfriede kam gleich danach frisch und rosig ins Zimmer, erzählte heiter, daß Hans bereits seit einer Stunde fort sei — sie hätte noch geschlafen, als man ihn wegrief — man habe ihn zu Philipp Koch geholt, der in der Nacht erkrankt wäre. Herzkrampf oder so etwas. Es ginge schon besser, aber er habe doch sehr gewünscht, Hans zu sehen.

„Er wird hoffentlich beabsichtigen, sein Testament zu machen,“ fuhr die junge Frau nachdenklich fort. Sie sah mit im Schoß verschränkten Händen da und sah Marie zu, die auf der Kaffeemaschine den Morgentrant bereitete. „Das kann man nicht früh genug tun, nicht wahr? Der arme Philipp Koch! Gestern Abend sprachen wir noch von ihm. Es ist nur gut, daß er gleich an Hans gedacht hat und ihn holen ließ! Aber Sie sagen ja gar nichts, Liebste Marie.“

„Ich höre zu,“ versetzte Marie mechanisch. Sie füllte die Tassen mit etwas zitternden Händen und setzte sich rasch nieder, um grübelnd zum Fenster hinauszusehen. Elfriede beobachtete sie leicht blinzelnd.

„Da ist auch etwas für Sie!“ sagte sie plötzlich und zog einen Brief aus dem Schlüsselkorbchen, das sie als Attribut ihrer Würde gern neben sich stehen hatte, solange sie ihrem Manne am Frühstückstische gegenüber saß. „Ich hab's vorhin dem Briefboten abgenommen — aus Berlin, nicht wahr? Gewiß von Ihrer alten Wirtschafterin. — Eine possierliche Handschrift! Ganz männlich!“

„Er ist nicht von Wille,“ sagte Marie, während sie das Kuvert aufriß. Sie las erstaunt, mit großen Augen die ersten Zeilen, sah nach der Unterschrift, dann lächelte sie, zum ersten Male am heutigen Morgen.

„Ich muß gleich abreisen — heute noch!“ stieß sie nach kurzem Besinnen hervor. Es fiel ihr gar nicht ein, daß ihr Benehmen ungewöhnlich sei. Sie fand ganz einfach, daß dies eine prachtvolle Gelegenheit wäre, fortzukommen, ohne irgend einen Grund erfinden zu müssen — wogegen sich ihre grundehrliche Seele schon den ganzen Morgen gestraubt hatte.

„Abreisen!“ rief Frau Elfriede mit weitausgerissenen Augen. „Heute noch! Aber ich bitte Sie — weshalb denn?“

„Ich hab' einen Brief bekommen, der mir sehr gut paßt — Ich —“ Marie hielt inne, schob das Schreiben in den Umschlag zurück und stand hastig auf — „Ich meine — es paßt sehr gut, daß ich heute reisen kann. Eine — eine Freundin in Berlin bittet mich, zurückzukommen —“

„Eine Freundin!“ sagte Elfriede mit Betonung. Sie ließ kein Auge von Marie, die hastig, im Stehen, ihren Kaffee herunterstürzte und sich dann zur Tür wandte.

„Ich muß gleich zur Post, an Wille telegraphieren, daß ich komme,“ sagte Marie atemlos. Sie lief nach oben, Hut und Handschuhe zu holen. Die junge Hausfrau lauschte ihr vorgebeugt noch ein paar Sekunden nach. Dann griff sie flink nach dem Briefe hinüber, den Marie vergessen hatte, riß ihn aus dem Umschlag und suchte in fliegender Hast zuerst nach der Unterschrift. —

„Nein! Es war wirklich — eine Freundin. „Ihre arme, verzweifelte kleine Freundin Fiddy Moll.“ Nein — Freund, wie Frau Elfriede einen Augenblick ganz ernstlich befürchtete hatte. — — —

Aber der Brief, den sie sorgfältig zweimal durchlas, beruhigte sie trotzdem. Das glatte, freundliche Lächeln verschwand aus dem Kindergesichtchen und machte mißmutigem Grübeln Platz. Da schlug unten die Haustür zu — Hans mußte zurückgekommen sein. Und zugleich hörte man diese ungläubliche Marie die Treppe hinabpoltern. Sie polterte immer ein bißchen, besonders aber, wenn sie aufgeregt war. Dann war sie noch ungraziöser als gewöhnlich!

Hans und Marie trafen draußen aufeinander und kamen zusammen ins Zimmer. Frau Elfe trank ihre Tasse aus. Der Brief lag unberührt auf dem alten Fleck.

Hans war sehr ärgerlich, daß Marie so knall und Fall fort wollte. Er zankte sie weidlich aus. Seine Frau kam ihm zu Hilfe, bat und schmeichelte und redete zu, doch wenigstens noch ein paar Tage zu bleiben, sich die Sache

erst noch einmal zu überlegen. — Marie blieb starrköpfig dabei, daß sie heute mittag abreisen müsse. Eine gute Bekannte, eine Freundin, habe sie darum gebeten. Mehr sagte sie nicht. Hans wurde schließlich fast grob, während seine Frau nachdenklich schwieg. Mit einem Male fragte sie sanft und glatt in das Gezüg der beiden anderen hinein nach Phipp Koch, und Hans wandte sich verdrießlich von Marie ab und berichtete.

Es ginge Phipp gottlob wieder ganz gut. Nur ein wenig matt sei er noch. Aber das ginge wohl auch bald vorüber, bei der guten Pflege seiner alten Viese. Er habe derartige Anfälle schon öfter gehabt, dieser sei wohl kaum viel heftiger gewesen als die früheren.

„Und warum ließ er dich diesmal holen?“ fragte Frau Else aufmerksam.

„D, das hatte mit seiner Krankheit nur indirekt zu tun.“
„Er will sein Testament machen!“ rief Elfriede in die Hände klatschend.

Hans sah sie verständnislos an.
„Sein Testament? Das hat er wohl schon längst gemacht! Und dazu braucht er mich doch nicht! Nein, es handelt sich um etwas anderes.“

„Schade!“ sagte Elfriede enttäuscht. „Ich dachte schon, er würde wenigstens so einen Anhang an sein Testament machen — wie nennt man das Ding nur gleich? — und dir was aus seinem Gelbe vermachen.“

„Mir? Aber Kind — wie kommst du nur in aller Welt auf so einen närrischen Einfall?“

„Närrisch? Aber Hans!“ Das Elschen schmolte. „Er hat doch niemand weiter auf der Welt als dich! Deshalb haben wir ihn doch so oft eingeladen!“

Ein Juden des Unbehagens lief über Hansens Gesicht.

„Deshalb?“ — wiederholte er ungeduldig. „Du sprichst dich nicht ganz deutlich aus, meine Kleine — das klingt beinahe so, als ob wir ihn uns ins Haus läden, um bei ihm erbzuschleichen! Phipp steht übrigens gar nicht so allein, wie du annimmt. Es lebt noch ein Neffe von ihm — Sohn einer bedeutend älteren Schwester, die sich frühzeitig ins Ausland verheiratete und dort mit ihrem Manne in großer Armut gestorben ist. Den Sohn hat Phipp auf seine Kosten in Deutschland fertig erziehen lassen. Nicht hier an Ort, um seines Vaters willen, der sich mit der Tochter wegen dieser Heirat bitter erzürnt hatte. Und um der Deute willen, die seiner Schwester Andenken nicht beschwären sollten. Aber jetzt kann ruhig darüber gesprochen werden. Der junge Mensch — er ist schon beinahe zwanzig Jahre alt — hat sich sehr brav entwickelt, und Phipp ist entschlossen, ihn zu sich zu nehmen. Als Gehilfen und künftigen Nachfolger. Heute nacht hat er sich dazu entschlossen. Vielleicht infolge eines seiner närrischen Gesichte. Ich hab' dir doch einmal davon erzählt, daß er bei uns der Spöckenkeller heißt. Gesagt hat er nichts darüber. Er hat mich nur gebeten, noch heute an den Jungen zu schreiben, daß er sofort herkommen soll — er selbst ist noch zu schwach dazu.“

„Und der fremde Mensch bekommt nun 'mal all das schöne Geld!“ sagte Elfriede traurig. „Und Marie —“

„Ja, wo ist denn die?“ Hans sah sich vergeblich um.
„Fort, wahrhaftig! Da klappert schon die Haustür!“ Er trat ans Fenster. „Unglaublich! Da läuft sie bereits die Straße hinunter! Ein rabiatos Frauenzimmer! Wohin will sie denn eigentlich? Schon zur Bahn? Der nächste Zug geht in drei Stunden —“

„Zum Telegraphenamt. Aber — Hans —“ Frau Else kam näher und schmiegte sich lieblosend an ihn — „mit der Marie mußt du noch mal ein ganz ernstes Wort reden! Sie darf ihr schönes Geld nicht verpulvern — an Unwürdige verschwenden.“ —

„An Unwürdige? Was weißt du denn davon?“

„Sie hat's mir vorhin anvertraut. Aber du sollst gar nichts davon wissen. Ich hab' ihr versprochen müssen, dir nichts zu sagen. Du darfst sie's also nicht ein bißchen merken lassen, daß ich dir was verraten habe —“

„Wenn du's ihr versprochen hattest, darfst du mir auch nichts sagen!“

„Bah! Wo's doch zu ihrem Besten ist! Sie hat da in Friedenau, anscheinend im selben Hause sogar, eine Bekannte wohnen, die Zimmer an Fremde vermietet oder so was ähnliches. Und die steckt in plötzlicher großer Geldklemme und bittet Marie, ihr zu helfen — die Möbel sollen ihr gepfändet werden, soviel ich verstanden habe; sie schreibt — sie spricht, meine ich — gar so undeutlich. Marie hat ihr

schon öfters geholfen, scheint es. Und jetzt reißt sie Hals über Kopf hin, um dieser zweifelhaften Bekanntschaft beizustehen.“

„Aber das ist doch hahnebüchener Unsinn!“ rief Hans erschrocken. „Marie ist so vertrauenselig — sie kann da schön hineingelegt und ausgenutzt werden! Ich werde ihr ganz gehörig meine Meinung sagen!“

„Ja, das tu, lieber Herzensmann, auf mich hört sie ja doch nicht — Aber sei vorsichtig, damit sie ja nicht merkt, daß ich dir etwas verraten habe! Versprich mir das!“

„Natürlich verspreche ich dir das, kleine Bangblüthe, — ich begreife nur nicht recht, warum sie dir das alles anvertraut hat, wo sie ja doch keinen Rat von dir annimmt.“

Frau Else wurde ein wenig rot und verbarg ihr Gesichtchen an Hansens breiter Brust.

„Es geschah wohl in der ersten Erregung!“ flüsterte sie. „Und sie ist ja überhaupt ein bißchen wunderbar und unberechenbar, die gute Marie —“

„Ja, wahrhaftig! Das ist sie!“ Hans mußte wider Willen lachen. „Na, jedenfalls muß sie mir beichten, und ich werd' ihr nachher ordentlich den Kopf waschen, während ich sie zur Bahn bringe; abreisen tut sie ja nun doch auf jeden Fall, da kenne ich sie schon.“

Hans fand seine Gelegenheit, der störrischen Freundin „den Kopf zu waschen“. Sie mußte es zwar dulden, daß er sie im Korbwägelchen des Nachbarn, in dem er sie vor drei Wochen abgeholt, wieder zur Bahn brachte. Aber sie saß hochsteif neben ihm und setzte allen mehr oder weniger verbühten Anspaltungen dickköpfiges Schweigen entgegen. Er bekam absolut nichts von ihr heraus. Und da er Elfriede gelobt hatte, ihre Ausplauderei geheim zu halten, so blieb ihm schließlich weiter nichts übrig, als nach ein paar sehr heftigen, ärgerlichen Anzüglichkeiten, die sie ebenso rücksichtslos erwiderte, gleich ihr trotzig zu schweigen. Es wurde eine äußerst unergiebige Fahrt! Beide waren froh, als der Wagen vorm Bahnhofsgelände hielt. Hans sprang zuerst heraus und half der Freundin mit abgewandtem Gesicht beim Aussteigen. Darauf zankten sie sich abermals nicht unerheblich, da sie beide den Wagen bezahlen wollten — wobei schließlich Hans Sieger blieb. Das verstimmte Marie noch mehr — sie riß ihm fast ihre Handtasche aus den Fingern und lief, ohne sich nach ihm umzusehen, in das Bahnhofsgelände hinein. Er durfte ihr weder beim Fahrkartentausch noch bei der Gepäckaufgabe behilflich sein und stand mit finsterner Miene untätig daneben. Aber auf den Bahnsteig kam er doch mit hinaus, so wenig lebenswürdig sie ihn auch anknurrte, daß das „absolut nicht nötig sei.“ Der Zug stand schon bereit, sie ging rasch darauf zu, suchte sich selbst ein Abteil aus. Hans immer schweigend und verärgert hinterher. Im Begriff, einzusteigen, besann sie sich doch darauf, daß sie schließlich drei Wochen lang sein Gast gewesen sei und er nun doch wohl Anrecht auf ein paar freundschaftliche Abschiedsworte habe. Sie gab ihm die Hand, ohne ihn anzusehen:

„Ich — bedank' mich auch schon!“ **Hieß** sie dabei hervor.
(Fortsetzung folgt.)

Meintha.

Von Heinz Wendel.

Aus der Kirche des galizischen Dorfes strömten die Bauern; viele warfen sich vor der Tür noch einmal demütig nieder und küßten die Schwelle, dann gingen sie eifertig den Weg zum Dorfe hinunter. Voraus eilten die Weiber. Ihre grellfarbigen Röcke und buntestüchtigen Kopftücher leuchteten in der matten Winter Sonne in seltsamen Kontrast zu der weißen Schneedecke, ein schönes farbenprächtiges Bild. Die Männer in ihren Schapuzeln, Felmützen und hohen Schafstiefeln folgten. In den einzelnen Gruppen wurde etwas lebhaft besprochen. Deutsche Quartiermacher waren im Dorf, das doch recht weit von der Front entfernt lag. Zweimal war der Krieg an dem Dorfe gnädig vorbeigegangen, sollte er noch einmal zurückkehren? „Heh, Panje, probosket?“ (Piarre) rief da in steigendem Tone ein deutscher Offizier einen Bauernbüchsen an und wies dabei auf die Kirche. Dieser besätigte mit einem großen Wortschwall und tief dienstfertig voran. Der Piarre war ein schöner Greis mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und schneeweißem Haar. Sein Deutsch hatte den scharfen, polnischen Akzent, als er den Offizier begrüßte. „Dere Piarre“, begann dieser, „ich muß Ihre Gastfreundschaft für wahrscheinlich längere Zeit in Anspruch nehmen. Mein Regiment kommt hierher in Reserve, die bei der jetzigen Ruhe an der Front wohl längere Zeit dauern wird.“ „Es wird mir eine große Ehre sein, Dere Offizier“, erwiderte der Piarre, „wir haben viel gehört von den Deutschen, ich werde mich freuen, sie kennen zu lernen. Bitte sehr, wollen wir nach Hause gehen.“

Heinz Scholz, so hieß der junge Leutnant, wurde es ganz warm ums Herz, als er in das Pfarrhaus hineinkam. Nachdem er drei lange Monate im Schlamm und Schnee herumgelegen hatte, grad' zufrieden war, wenn man nachts ein Dach über sich und etwas Stroh unter sich hatte, da mußte ihm das Pfarrhaus ja auch wie ein Palast vorkommen. „Europäische Möbel,“ wie er sich ausdrückte, Gardinen und alle die Kleinigkeiten, die unser vernünftiger Geschmack in einem Wohnraum verlangt, machten die Zimmer behaglich. Am meisten freute sich Heinz über einen schönen Flügel, da war also anzunehmen, daß irgendwoher musikalische Begabung war, und Musik, ach, wie hatte man die die ganze Zeit entbehrt. Er lächelte der Frau Pfarrer, einer freundlichen, runden, alten Dame ritterlich die Hand, lätschelte dem jüngsten Sohne des Pfarrers, Sever, der ihn neugierig musterte, wohlwollend den Kopf, schloß sich überhaupt infolge der Freundlichkeit seiner Quartiergeber und der Umgebung sofort heimlich. „Sagen Sie, Herr Leutnant,“ begann der Pfarrer ein Gespräch, „wie sieht es vorn an der Front aus?“ „O, sehr gut, die Russen verhalten sich ganz ruhig.“ „Das ist gut, aber sagen Sie, wie lange wird dieser Krieg noch dauern?“ „Ja das weiß ich auch nicht,“ lachte Heinz, „aber was wollen Sie, hier hinten ist ja der reinste Frieden. Ich habe mir vorhin den Kirchgang angesehen, das war wirklich ein sehr hübscher Anblick, die bunten Kleider und Tücher. Leider sieht man bei uns zu Hause dies immer weniger, denn unsere Bauern wollen häßlich gekleidet sein und verachten vielfach ihre altüberlieferte Tracht. Da verdrängt nun Grau und Schwarz immer mehr die alte Farbenfreudigkeit, es ist wirklich schade darum.“ Hier sprang der kleine Sever herbei und sagte, stolz auf seine Kenntnisse: „Bitte, Herr Leutnant, zum Frühstück.“ Man erhob sich und ging hinüber. Am Tische hantierte ein junges Mädchen. „Meluscha,“ rief der Pfarrer, „ich möchte die den Herrn Leutnant vorstellen.“ Dieser war ganz begeistert. Dieses süße, ovale Gesichtchen, wie sich der Spitzenkragen um das feine Hässchen legte, das Weib leicht und lustig die ganze Gestalt umschloß, und die Augen, diese großen, schwarzen, strahlenden Augen! Mit der Sicherheit einer Dame sah das Mädchen ihn an, gab ihm die Hand: „Es ist mir eine große Ehre, Herr Leutnant.“ Heinz strengte sein Gedächtnis an und sagte eine ihm aus früheren Zeiten geläufige Phrase von „unveränderter Freundlichkeit“ und „zu schätzen wissen“. Bei Tisch brachte er das Gespräch mit großer Verwandtheit wieder auf Volkstrachten und von da auf Volkslieder. Er bemerkte bald, daß die Pfarrersfamilie äußerst musikalisch war. Man vertastete sich in ein Gespräch über Musik und bald sah man am Flügel. Meluscha spielte, spielte erst ukrainische Volksweisen, dann klassisch. Die wichtige, männliche Musik Beethovens, die weiche, wehmütig schluchzende Chopins, die beweglichere Mendelssohn's wechselten.

Für Heinz begann nun eine schöne Zeit. Wenn sein Dienst vorüber war, ritt er nach Hause und schritt auf Tod und Leben Meluscha die Cour. Er freute sich, wenn er sah, daß sie dem nicht gleichgültig gegenüber blieb, ein kleines Aber war aber doch dabei. Er mußte an ein paar blaue, treue Augen denken, die ihn beim Abschied damals so lieb und traurig angesehen. „Sey möchte Ihnen gerne etwas Liebes tun,“ hatte Vene damals gesagt. Ach — er schlug sich vor den Kopf, er liebte das Mädchen nachstantig, er vergaßerte, er verachtete es, und sie — nein, wie hatte er nur so blind sein können! Einen wunderbaren Frühling hatten sie zusammen verlebt, fröhlich und ungesungen. Sie hatten zusammen gerubert, im Walde getollt, und er hatte sie verachtet, wie ein Jüngling eben nur seine erste Liebe verachten und lieben kann. Mit jener Reinheit und Innigkeit, mit der er in der Geliebten den Inbegriff allen edlen Frauentums sieht, mit jenem Feuer und jener Ganzheit, mit der er sich für sie eher in Stücke schlagen ließe, als etwas Böses an sie heranzulassen, mit jener Bescheidenheit, mit der er sich durch jeden freundlichen Blick, durch jeden Händedruck beglückt fühlt. Er hatte seinem Ideal „ewig tren“ bleiben wollen und kam sich jetzt ordentlich schlecht vor. Er beschloß, sich Meluscha gegenüber zurückhaltender zu benehmen. Was empfand er auch für sie? Gewiß, sie war schön, und wenn man aus dem Schützengraben kommt, du lieber Gott, dann freut man sich über ein hübsches Gesicht, aber etwas Freundschaftlichkeit doppelt.

Meluscha war eine echte Ruthenin, feurig, kokett, lebenslustig; aber in dem kleinen Köpfchen saßen nicht nur medeliche Grillen und Lamen, sondern auch ernstere Gedanken, die sie dann in ihrem drohigen Deutsch Heinz vortrug. Sie liebte Heinz, Gegenfänge ziehen sich an, der etwas stille, blonde Junge gefiel ihr. Daß er bei seiner Jugend Offizier war, imponierte ihr, denn der deutsche Offizier war ihr der Inbegriff der Tüchtigkeit und Tapferkeit. Sie hörte gern seine einfachen Kriegserzählungen, in denen das „Ich“ fast nie vorkam, sondern immer durch das beschwerdere „Wir“ ersetzt wurde. Es ärgerte sie, daß er sich so zurückzog, und sie suchte ihn durch kleine Koketterien zu reizen.

So sahen sie eines Tages wieder zusammen am Flügel. Heinz verlor in den Anblick dieses bezaubernden Geschöpfes, Meluscha wollte gefallen, ihre Augen blühten erregt, ihre Wangen glühten, alle Leidenschaft, alle Hingebung legte sie in das Spiel. Sie sah hineinweisend schön aus. Heinz wehrte sich dagegen, aber die Töne nahmen ihn gefangen, Musik entzerrt, sie zwangt uns in ihren Rauberbarm. Heinz lauschte und träumte, eine süße Sehnsucht nach Liebe, Wärme, Freude zog in sein Herz. Wenn er die roten Blätter umlegte, spürte er die Wärme ihres Körpers, den Duft ihrer Haare.

Er beugte sich weiter vor, seine Schulter berührte ihre Schulter — da war es geschehen. Meluscha wandte sich jäh, ihre Arme umschlangen seinen Hals, ihr Bufen wagte, ihr ganzer Körper beulte, leidenschaftlich suchten ihre Augen seine. Heinz schrak auf, doch die brennenden schwarzen Augen hielten ihn fest. Wils, schnell schweiften ihm seine Vorfüße durch den Kopf, er dachte an Vene, doch — selbtein Tod, durchdrachte es ihn, hier findest du, was du dort ersehnt, Liebe, Leidenschaft, ach — und er küßte die roten Lippen, die ihm entgegengehalten wurden, presste den schlanken Körper an sich, küßte, küßte ohne Bestimmung.

Aufatmend standen sie endlich gegenüber. Meluscha drückte sich auf den Behen erhebend, noch einen Kuß auf seinen Mund und hüchelte hinaus. Er sah ihr nach. Wie war es doch gekommen? Es litt ihn nicht im Zimmer. Er stürzte hinaus in die kalte Winterluft. Da, wie der Schnee unter den Füßen krachte, wie eifrig der Wind entgegenschlug, wie das kühlte. Nun hatte er doch, was er ersehnte, weshalb jauchzte er denn nicht? Wenn Vene zu ihm freundlich gewesen war, dann war er doch immer ganz selig gewesen. Liebe er Meluscha? Nein, da war ein Mißton, das war nicht Liebe. Was hatte er empfunden, als er sie küßte? Das Weib hatte seine Sinne berauscht, ein Taumel war es gewesen. Es durfte nicht wieder sein, er mußte ihr das sagen.

Er kehrte heim. Meluscha kam ihm lächelnd entgegen. Triumphierend, wie ihm schien. Da sagte ihm ein Borne, daß er sich hatte so gehen lassen. Der Hauch war verflohen. „Fräulein Meluscha,“ begann er kalt, „ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, wegen vorhin.“ Sie lächelte und wollte ihm wieder umschlingen. Er trat zurück. „Meluscha,“ sagte er warmer, „verzeihen Sie, aber das darf nicht sein, dabei.“ Sie verstand, blühte ihm zornig an, brach plötzlich in Tränen aus und eilte fort.

Heinz sah ihr nach. Er war wohl doch etwas zu schroff gewesen. Doch was hilft's. Es war eben Krieg, und mit ihm wurde auch nicht sanft umgegangen. Sein Bewußtsein, richtig und ehrlich gehandelt zu haben, wurde aber doch etwas gestört. Unmutig ging er fort zu den Kameraden, wo es wie immer fröhlich, abermütig und sorglos zuging. „Wir trinken den Wein, und küssen die Maid und lassen den Gulen das Magen“ flang ihm entgegen. Er stürzte einen Becher hinab. Ja, das war der richtige Ton, nur nicht denken, warum sich alles noch schwerer machen.

Kinderreigen und Kinderlieder im Frühling.

Der Frühling ist so recht die Zeit der Kinder. Froh, den engen Stuben und den langen Abenden entronnen zu sein, tummeln sie sich draußen im Freien umher und beginnen nun alle die Spiele, die schon bei den Nestlern und darüber hinaus bei früheren Generationen üblich waren. Wohl ist am meisten verbreiteten Spiele, namentlich bei den Mädchen, sind der Reigen und ähnliche Spiele. Dabei werden allerlei Lieder gesungen, die auch schon weit und die sich alle dem Gedankenkreis der Kindheit anschließen. Nächst gibt es für das Reigenpiel noch besondere Benennungen wie Kreisviolen, Knäuelmachen, Raumbinden und Jaamsöfen, und diesen verschiedenen Namen entsprechend wird der Reigen in einzelnen auch nach recht mannigfacher Art gespielt. Die Liederchen, die dabei zum Vortrag kommen, sind oft voll von kindlichem Humor und kindlicher Saftigkeit.

So heißt es in einem Liedchen, das die Kinder in verschiedenen Gegenden Deutschlands singen:

Die Kuh, die stog ins Schwalbennest
Mit zwanzig jungen Ziegen.
Der Hiel zog Pantoffeln an
Und wollte zu ihr fliegen.
Die Königin von Portugal,
Die handelt mit Sywat,
Der Stephansturm vom Wiener Tal,
Der wird alsbald Soldat.

Von Kinderreigen und Kinderreimen werden beim Reigen- spiel Länne aufgeführt, wobei dann wieder eine der Gespielerinnen hinter dem Baum Aufstellung nehmen muß. Das Lied, das die Kinder dabei singen, lautet:

Wir wollen den Baum binden,
So binden wir den Baum!
Die . . . (Name) hübsch und fein,
Soll in den Baum gebunden sein.

So wird eine der Gespielerinnen nach der anderen besungen und in den Baum gebunden, bis dann die Baumlösung beginnt. Dabei wird ein Liedchen gesungen, in des es heißt:

Wir wollen den Baum lösen,
So lösen wir den Baum!
Die . . . (Name) hübsch und fein,
Soll aus dem Baum erlöset sein.

In einem Liedchen, das namentlich in Nord- und Ostdeutschland gesungen wird, heißt es:

Tritt in den Kreis, du meine Rose,
Tritt in den Kreis, du meine Blume,
Tritt in den Kreis, mein allerliebster,
Mein allerliebster Trost!

Ist dann ein Mädchen in den Kreis eingetreten, so muß diese zunächst das Einschlafen am Abend darstellen. Dabei wird der nächste Vers gesungen, in dem es heißt:

Schlafe ein, du meine Mosa,
Schlafe ein, du meine Bloma,
Schlafe ein, mein allerletzter,
Mein allerletzter Trost!

Ein anderes Liedchen, das beim Kinderpiel im Freien gesungen wird, handelt von sieben kleinen Negern, die eins nach dem anderen verloren gehen, so daß schließlich kein einziger mehr übrig bleibt. Im Schwarzwald ist ein Spiel in Uebung, wobei die Kinder den Gendarm darstellen, der einen Dieb abholen soll. Nachdem der Rutscher des Volkswagens, der ebenfalls durch Kinder dargestellt wird, gerufen hat:

Macht auf das Tor, macht auf das Tor!
Es kommt ein großer Wagen,

fragt der Chor der Spielenden:

Wer sitzt darin? Wer sitzt darin?

Hierauf antwortet der Rutscher:

Ein Mann mit rotem Kragen,

worauf wiederum der Chor einfällt:

Was will er denn? Was will er denn?

Auf die Antwort des Gendarmen:

Ich will den . . . (Name) holen,

wird vom Chor gefragt:

Was hat er getan? Was hat er getan?

Und der Gendarm antwortet zum Schluß:

Der . . . (Name) hat gehöhnt.

Viele dieser Spiele und Lieder bleiben lange Jahrzehnte in der gleichen Form bestehen, bei manchen von ihnen zeigt sich aber auch die Gestaltungs-kraft der Kinder immer von neuem, und es kommen neue Umwandlungen zustande. Das sehen wir jetzt auch in den Kriegzeiten, wo so manches Lied Einflechtungen und Umänderungen enthält, die dem Gedankenkreis der Kinder über den Krieg entsprechen.

D. R.

Büchertisch.

— Deutsches Volkstum. Die von Wilhelm Kiefer bisher unter dem Titel „Wälsche und Welt“ herausgegebene Monatschrift wurde in den Kritiken der Presse als das führende und bahnbrechende Organ der geistigen und künstlerischen Erneuerung bezeichnet, und sie erbringt mit ihrem soeben erschienenen Märzheft wiederum dafür den Beweis. Eine Abhandlung des Dichters Dietrich Eckart „Der Seilige und der Narr“ leitet das Heft ein. Ihr folgt eine Auseinandersetzung mit Gustav Schwabers Ausführungen über die „Judenfrage“ von Dr. Ernst Dinter. — Erwähnungswert aus dem reichen Inhalte des Heftes bleibt ferner in erster Linie ein Aufsatz des Literaturhistorikers Adolf Bartels „Der Theaterverein“, der als ein wichtiger und kenntnisreicher Beitrag zur Theaterfrage bezeichnet werden kann. Es schließen sich weiter an Abhandlungen von Johannes Schlaf, C. W. Schleifer, Paul Ungers, Emil Bethäutig, Reinhold Brann, Chara Satst u. a.

— Eigenartigkeiten. Zusammengestellt von Hermann Otto. Dresden 1917. Verlag A. Dreffels Akademische Buchhandlung, Inh. Haymo Focke (Preis 2,40 Mark). Auf die Reichhaltigkeit des Inhaltes des Buchs weisen schon die Ueberschriften der sehr einzelnen Abschnitte hin: Le style c'est l'homme. — Volkseigenart gegen Volkseigenart. — Geschichtsschreibung. — Naturbetrachtung. — Kopf und Herz. — Frauenlogik. — Unlogik des Selbstgefühls. — Unterbewußtsein. — Les grandes pensées viennent du coeur. — Philosophie als Begriffsbildung. Der Verfasser bringt Wiber aus den verschiedensten geistigen Gebieten. Unter Wahrung der Essay-Form ist er bemüht, allenthalten wissenschaftlich-gründlich zu schreiben. Durch sorgfältig ausgewählte Zitate sucht er anschaulich zu wirken. Die behandelten Fragen gehören ausnahmslos den Interessensphäre des gebildeten Laien der Gegenwart an.

— Vom „Völkerrkrieg“ (Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart, Herausgeber Dr. C. D. Baer) sind nunmehr das 119. und 120. Heft erschienen. Neben den großen Werken über den Krieg, die in letzter Zeit herausgekommen sind, darf diese Zeitschrift nach wie vor eine besondere Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Vor allem bietet sie, über jene Werke hinaus, eine Sammlung von Dazellen, wie sie nach dem Krieg unmöglich wieder zusammengebracht werden könnte, da der „Völkerrkrieg“ alles von Belang an sich zieht, so wie es Tag für Tag aus vielen öffentlichen und privaten Kanälen ihm zufließt.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Neißel & Co., Berlin W 9. Das 2. Aprilheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Emil Grynattinger: Conrad Ferdinand Meyer und wir; Paul Friedrich: W. Nitsch-Sasha; Walter Nitsch-Sasha; Was meinem Leben; Paul Killa: Das Buppenspiel; Carl Gunders: Ferdinand Klenarius; Werner von der Schulenburg: Was allen Honen; Gustav Jakob: Die moderne deutsche Literatur in Venezuela — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes.

— Desses Volksbücherei Nr. 1123—1150. Preis jeder Nummer 25 Pf. Desse & Becker Verlag in Leipzig. Trotz des Krieges wieder eine neue, diesmal besonders hervorragende Reihe der Volksbücherei! Lustige und ernste Geschichten der Zeit wechseln ab mit glücklichen Ausgrabungen aus den Meisterwerken der europäischen Literatur. Den Reigen eröffnet Heinrich Bicholle als Vertreter des übermütigen Humors mit seiner Erzählung „Der tote Gast“ (Nr. 1123—1124). Paul Stieler folgt mit dem uns längst liebgewordenen Liederbuch „Wanderzeit“ und dem reisenden „Winteridyll“ (Nr. 1125), der Krone aller kürzeren Berzählungen in deutscher Sprache. Seine „Hochlandsbilder“ (Nr. 1148—1150) sind köstliche Prosastücke, teils humorvoller Art. Für anspruchsvolle Leser finden wir die in harmlosen, doch künstlerisch gesteigerten Unterhaltungston gehaltenen Erzählungen Oskar Subidis „Mutbrüderhaft“ (Nr. 1126) und Peter Dörflers hübsche volkstümliche „Onkel Christophs Geschichten“ (Nr. 1139) frisch und flott erzählt mit einem Anklang an Hansjakob. Grete Massé ist mit eindrucksvollen und packenden Kriegsnovellen vertreten „Eufel der Unsterblichen“ (Nr. 1140), die niemand ohne tiefe Bewegung lesen wird.

— Der Insel-Verlag läßt soeben in seiner Insel-Bücherei eine flämische Reihe erscheinen, die gewissermaßen ein literarisches Ereignis darstellt, denn sie ist die erste Sammlung, die im Querschnitt die flämische Kunst von mittelalterlicher Mystik bis zur modernen Dichtung zeigt. Derselbe Verlag gibt zu gleicher Zeit den „Ewigen Juden“ von August Vermeulen, das Werk, das man den flämischen Faust genannt hat, heraus, und kündigt das weitere Erscheinen der besten Werke der flämischen Literatur an, für deren Bedeutung erst jetzt in Deutschland das rechte Verständnis erwacht.

— Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Professor Dr. B. Eversheim. Zweite verbesserte Auflage. 149 Seiten mit 105 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Wissenschaft und Bildung, Bd. 13.) Gebunden Mk. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Von Professor Dr. G. Steinhausen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 164 Seiten. Wissenschaft und Bildung, Bd. 88.) Gebunden Mk. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Gustav Schröder, Die Flucht von der Murnambahn. Nach den Berichten eines Vorgänger-Kularen. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Band 127) IV, 201 Seiten, 8°, gebietet 2 Mk., in Pappeband geb. 2,50 Mk. Berlin, G. Grote.

— Mitteleuropa und seine Grenzmarken. Ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen. Von Professor Dr. G. Braun. 164 Seiten mit 2 Kartenbeilagen. Wissenschaft und Bildung, Bd. 141.) Gebunden Mk. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Donors de Balzac: Les wohl. Et Berdego Nr. 16 der Weltliteratur, die zum Preise von 10 Bfg. allwöchentlich einen der besten Romane der Weltliteratur veröffentlicht. München 2, Färbergraben 24.

— Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundlagen. Von Professor Dr. Friedrich Diekhoff. 141 Seiten. Wissenschaft und Bildung, Bd. 150.) Gebunden Mk. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Rätsel.

Das Erste ein Werk des Künstlers dir nennt,
Geübt schon in früheren Zeiten

Von vielen Völkern des Orient,

Dient oft auch als Pierde des Zweiten.

Das Letztere du als Stütze siehst,

Wuß schwere Last oft tragen.

Das Ganze, ob vor- oder rückwärts du's liest,

Wird stets daselbe dir sagen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

M. S.

Auflösung der Stataufgabe in voriger Nummer.

Im Skat lag oben a 7, unten d A. M wendet also d A, drückt a 10, 7. Demnach ist Kartensig:

V d 10, K, 9; a K, D, 9, 8; b K, D, c 7.

M a b B, d A, D; b 10, 8, 7, c A, 9, 8.

H o d B, d 8, 7; a A; b A, 9; c 10, K, D.

Spiel:

1. V a D, d A, a A. 2. M o A, c D, c 7. 3. M o 9, c 10, b K (—14).
4. H b A, b D, b 7 (—14). 5. H b 9, d 10, b 8 (—10). 6. V a 9, c 8, c K (—4).
7. V a K, d D, d B (—9). 8. H d 7, d 9, b B. 9. M, a B, d 8, d K. 10. M b 10, c B, a 8 (—12).

Damit haben die Wegner 63. — V hätte a 7 tourniert, b K, D gedrückt und nun 3 Trumpf sche und einen Stich in o abgegeben mit zusammen 44.